

Cornelia Klinger/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.)

ÜberKreuzungen

Fremdheit, Ungleichheit, Differenz

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Gudrun-Axeli Knapp/Cornelia Klinger

Einleitung

Die Frage, was die sozialen Positionierungen und Lebensbedingungen von Frauen und Männern bestimmt, ist nicht zu beantworten, wenn man sich analytisch auf den Einzugsbereich der Kategorie Geschlecht beschränkt. Die gesellschaftlichen Verortungen von Frauen und Männern sind ebenso markiert durch Klassen-, bzw. Schichtzugehörigkeit wie durch weitere in einem gegebenen sozio-historischen Kontext wirksame Prinzipien von Teilung und Hierarchisierung, Inklusion und Exklusion. Dieser vollkommen offenkundige Sachverhalt ist von seiten der Frauen- und Geschlechterforschung auch nie ernsthaft in Frage gestellt worden. Wenn dennoch immer noch und immer wieder Anlass besteht, auf den Zusammenhang der Kategorie Geschlecht mit anderen Strukturgebern gesellschaftlicher Ungleichheit hinzuweisen, so eher umgekehrt, weil aus deren Perspektive die Kategorie Geschlecht hartnäckig ausgeblendet wurde. Tatsächlich stellen Geschlechterverhältnisse eine eigenständige Konfiguration sozialer, kultureller und psychischer Differenzierung dar, die in ihren Vermittlungen durch andere Formen von Teilung nicht aufgeht. Deshalb gilt auch, dass die Frage, welche Faktoren die Lebensbedingungen und sozialen Positionierungen von Menschen bestimmen, nicht beantwortet werden kann, *ohne* Rekurs auf Geschlecht. Historische Veränderungen und sozio-geographische Variationen des Gewichts, das einzelnen Kategorien sozialer Strukturierung im Verhältnis zu den anderen jeweils zukommt, sind dabei auf allen Ebenen in Rechnung zu stellen. Die Rätselfrage nach der je spezifischen Konstitution und dem gleichzeitigen Vermittlungszusammenhang unterschiedlicher Strukturgeber von Identität und Differenz, Herrschaft und Ungleichheit, beschäftigt – wenngleich in zeitspezifischen Schwerpunktsetzungen und Ausarbeitungen – die feministische Diskussion seit ihren Anfängen. Anders, als es gängige Geschichtserzählungen vom universalistischen, essentialistischen und differenzvergessenen Feminismus hin zum kontextsensiblen, dekonstruktiven und differenzversessenen Postfeminismus suggerieren, ist die Entdeckung von Unterschieden zwischen Frauen kein neueres Produkt einer fortgeschrittenen Selbstaufklärung, sondern immer schon die andere

Seite der politisch motivierten Suche nach gemeinsamen Problemen und Interessenlagen gewesen.

Bereits im 19. Jahrhundert finden sich zahlreiche Hinweise auf den Zusammenhang zwischen den verschiedenen in der Zeit thematisierten Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnissen. Auf der Linken identifizieren Marx und Engels den Antagonismus der Geschlechter als den ersten Klassegegensatz in der Geschichte¹. Im liberalen Lager weisen John Stuart Mill und Harriet Taylor unermüdlich auf die Parallelen zwischen der Unterdrückung des weiblichen Geschlechts und der Sklaverei hin, um auf diese Weise beide Herrschaftsverhältnisse gleichzeitig und wechselseitig zu skandalisieren². Die Einsicht in gemeinsame Problem- und Interessenlagen beschränkt sich nicht auf die Theorie, sondern bildet auch einen wichtigen Mobilisierungsfaktor in den Anfängen der gesellschaftlichen und politischen Bewegungen. Die Anfänge der Frauenbewegungen in England und den Vereinigten Staaten gehen zum Teil auf die moralisch und religiös motivierten Auseinandersetzungen um die Abschaffung der Sklaverei zurück; Abolitionistinnen wie die Schwestern Sarah und Angelina Grimké, Susan B. Anthony, Lucretia Mott und manche andere entdecken die Diskriminierung, denen sie als Frauen ausgesetzt sind, überhaupt erst im Zuge ihres politischen Engagements gegen die Sklaverei. Aus der mit Weiblichkeit gerade erst aufgrund der Polarisierung der Geschlechtscharaktere und der Separierung der Sphären assoziierten höheren Moralität beziehungsweise aus der Zuständigkeit der bürgerlichen Frauen für karitative Aufgaben erwächst in der frühen Frauenbewegung eine Sensibilität für „die soziale Frage“. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts generiert die Frage nach den Gründen für ein „Wir“, sei es bezogen auf Klasse, Geschlecht oder die „imagined communities“ im Feld von Nationalität/Ethnizität und „Rasse“ dann unweigerlich auch „Differenz“. Frauen konkurrieren mit ethnischen Gruppierungen um die Erlangung des Wahlrechts in den USA; die Wege von bürgerlicher und proletarischer Frauenbewegung trennen sich, namentlich in Deutschland. Kolonialismus und Kriege zwischen den Nationalstaaten zerreißen an den Kreuzungen entstandene Bindungen. Wieder ein halbes Jahrhundert später wird Simone de Beauvoir in ihrer großen Analyse des Geschlechterverhältnisses den Begriff der Alterität nicht auf die Geschlechterdifferenz beschränken, sondern als allgemeines Prinzip auffassen: „L’altérité est une catégorie fondamentale de la pensée humaine. Aucune collectivité ne se définit jamais comme Une sans immédiatement poser l’Autre en face de soi ...“; und das Andere gegenüber dem Einigen ist nicht allein das andere Geschlecht, sondern: „... les Juifs sont ‘des autres’ pour l’antisémite, les Noirs pour les racistes américains, les indigènes pour les colons, les prolétaires pour les classes possédantes“³.

In der jüngeren Geschichte der Frauenbewegung und der Frauen- und Geschlechterforschung waren es nicht zuletzt die spannungsreichen Versuche, beide Seiten zusammen zu halten, die wesentlich zur Dynamik feministischer Debatten beitragen. „Differenz“ war Anlass zum „Schwesternstreit“ und für politische Lernprozesse, die Reflexion auf Unterschiede und Ungleichheit irritierte eingeschliffene Sichtweisen und nötigte zur Erweiterung der theoretischen Ansätze, derer man sich bedient; sie inspirierte empirische Differenzierungen und sie provozierte in den radikalen Gestalten feministischer Grundlagenkritik. Dabei schärfte sich zweifellos das Bewusstsein für die blinden Flecke, von denen aus man sieht, was man sieht.

Das Thema der Differenz taucht schon in den ersten Dokumentationen der Berliner Sommeruniversität auf, zum Beispiel als schlichte, noch nicht durch die Elaborationen der *queer theory* raffinierte, Frage nach dem, was homosexuelle und heterosexuelle Frauen („FrauenundLesben“) trennt und verbindet, oder in Diskussionen über Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte. Für Studentinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen aus dem Kontext der '68er Bewegung war die politische Selbstpositionierung im Bezug auf das Verhältnis von Klasse und Geschlecht sowie die theoretische Reflexion des Zusammenhangs von Kapitalismus und Patriarchalismus ein zentraler Ausgangspunkt. Anja Meulenbelts einschlägige Bücher „Weiter als die Wut“ und „Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus“, die 1983 bzw. 1988 im Verlag Frauenoffensive erschienen, wurden breit rezipiert; 1984 fand in Frankfurt der „Erste gemeinsame Kongress ausländischer und deutscher Frauen“ statt, dokumentiert in dem Konferenzband „Sind wir uns denn so fremd?“. Auch Antisemitismus und Rassismus in Frauenbewegung und -forschung wurden früh thematisiert. In der historischen Geschlechterforschung mündeten sie in den sogenannten „Historikerinnenstreit“. Der Titel des 1987 von Ursula Beer herausgegebenen ersten Bandes der Publikationsreihe der „Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften“, wie sie damals noch hieß, lautete „KlasseGeschlecht“. Nachfolgende Veröffentlichungen in dieser Reihe nahmen die Frage nach sozialen Differenzierungen innerhalb der Genus-Gruppen aus unterschiedlichen Perspektiven auf.

Mit dem Band „ÜberKreuzungen. Ungleichheit, Fremdheit, Differenz“ stellen wir uns in diese Tradition. Gleichwohl und unübersehbar hat sich die Auseinandersetzung mit der Frage „Differenzen“ unter Frauen in den vergangenen Jahren auch verändert. Die theoretische und empirische Beschäftigung mit Interferenzen zwischen unterschiedlichen Prinzipien von Teilung und Herrschaft hat sich sowohl ausgeweitet als auch intensiviert. Dies verdankt sich nicht nur dem griffigen Etikett der Intersektionalität, in dessen Assoziationshorizont diese

Entwicklung feministischer Theorie überwiegend verhandelt wird. In der Art und Weise, in der die Fragen nach Überkreuzungen unterschiedlicher Formen von Ungleichheit und Differenz heute aufgenommen werden, zunehmend sogar ins Zentrum feministischer Theorie und Forschung rücken, reflektieren sich sowohl gesellschaftliche Veränderungen als auch ein teilweise verändertes Spektrum an Problemstellungen und theoretischen Mitteln, mit denen sie bearbeitet werden.

Selbstverständlich haben Frauen- sowie Bürgerrechts- und Befreiungsbewegungen seit langem – zum Teil radikal und auch effektiv – gegen Diskriminierung, Ungerechtigkeit und Unterdrückung gekämpft. Die 'natürliche' Differenz zwischen Geschlechtern und Rassen/Ethnien ist dabei jedoch kaum grundsätzlich und systematisch in Frage gestellt worden. Das geschieht erst im Verlauf der letzten Jahrzehnte, als unter dem Vorzeichen der dekonstruktivistischen Wende postmoderner Theorie die Kategorien Rasse/Ethnizität und Geschlecht allmählich den Anschein ihrer (übrigens auf sehr ähnliche Weise in den pseudowissenschaftlichen Diskursen der Rassen- und Geschlechtertheorien des 19. Jahrhunderts biologisch-biologistisch konstituierten) „Natürlichkeit“ verlieren. „... it is not the difference which entails racism; it is racism which makes use of the difference“⁴ – so lautet die Wende in Bezug auf Rasse. In Hinblick auf Geschlecht lassen sich zahllose analoge Formulierungen anführen, die allesamt darauf hinaus laufen, dass die Einrichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht aus der Natur folgt, sondern dass umgekehrt „innerhalb einer gegebenen sozialen Situation ... die biologischen Geschlechter politische Effekte“⁵ produzieren. Nur indem Rasse und Geschlecht den Schein von Naturgegebenheit und damit von Unverrückbarkeit und Unabänderlichkeit ablegen, können sie als gesellschaftliche Strukturgeber statt als 'Schicksal' aufgefasst werden. Sie treten so überhaupt erst auf dieselbe Ebene mit der Kategorie Klasse, die historisch gesehen dem Verdacht ihrer Begründung in der Natur zwar ebenfalls ausgesetzt war, die dagegen jedoch entschiedener verteidigt worden ist.

Die Entnaturalisierung der Kategorie Geschlecht, die Entwicklung der These von Geschlecht als sozialem Konstrukt vollzieht sich nicht nur analog, sondern auch in etwa zeitgleich mit dem Kreditverlust der Kategorie Rasse – obgleich die Parallelen in der Entwicklung beider Debatten seltener bemerkt und kommentiert worden sind, als es eigentlich zu erwarten wäre. Allerdings verlieren Geschlecht und Rasse mit der Kritik ihrer vermeintlichen Naturbasis zugleich auch ihre Evidenz. Das heißt, sie scheinen nunmehr auf ähnliche Weise diffus, prekär und problematisch zu werden wie die Kategorie Klasse, die schon seit langem für „tot“ erklärt wurde. Ausgerechnet in dem Moment, in dem Geschlecht

und Rasse/Ethnizität endlich als gesellschaftliche Strukturgeber Anerkennung finden, und das ist vielleicht nicht zufällig in etwa der gleiche Moment, in dem auch mit der glücklichen Prägung des Wortes „intersectionality“ ein Begriff in Umlauf gesetzt wird, der es erlaubt, die alte Frage nach dem Verhältnis verschiedener Ungleichheitslinien mit neuer Intensität zu diskutieren, setzt ein Trend zur „Dethematisierung“ eben dieser gesellschaftlichen Ungleichheitsrelationen ein. Überspitzt gesagt: seit „the multiculturalist mantra, ‘race, class, gender’“ (Brown 1995: 61) in aller Munde ist (und bald auch noch um weitere Elemente ergänzt wird, wie Sexualität, Alter, Behinderung usw.), scheinen die Kategorien Geschlecht und Rasse/Ethnizität den selben Bedeutungs- und einen entsprechenden diskursiven Kursverlust zu erleiden, wie die Kategorie Klasse. Dass diese paradoxe Koinzidenz nicht weiter negativ aufzufallen scheint, könnte mit der spezifischen Verwendungsweise zusammenhängen, die sich für die Trias im Kontext der Intersektionalitätsdebatte herausgebildet hat. In dieser geht es – einem allgemeinen Trend der Zeit in Richtung Individualisierung und Kulturalisierung folgend – nicht ausschließlich, aber doch überwiegend um die Frage, wie sich (Diskriminierungs-)Erfahrungen unterschiedlicher Genese auf die Wahrnehmung und Empfindung, auf das Bewusstsein und Handeln der davon Betroffenen auswirken, wie die Zugehörigkeit zu (benachteiligten, randständigen oder ausgeschlossenen) Kollektiven von den Einzelnen erlebt wird. Aus dieser, hauptsächlich auf die subjektive Dimension der Identität bzw. auf die Mikroebene gerichteten Perspektive ergeben sich folgerichtig jene längeren Listen all der „differences“, die sich als empirisch vorfindliche Distinktionsmerkmale zwischen Gruppen sowie Individuen dingfest machen lassen (Lutz 2001). Im politischen Feld richtet sich „intersectionality“ vor allem auf Formen multipler Diskriminierung und Gefährdung (Raj 2002) und bekommt so eine einseitig defensive Ausrichtung. So wichtig und verdienstvoll diese Ansätze sein mögen, das gesellschaftstheoretische Potential, das durch die Entnaturalisierung der Kategorien freigesetzt wird, lösen sie nicht ein.

Damit könnte es vielleicht sein Bewenden haben, wäre da nicht die immer noch fortbestehende, in den letzten Jahren sogar wieder erheblich verschärfte Ungleichheitsproblematik. In dieser Situation, die sicher zu Recht, wenn auch verkürzend mit dem voranschreitenden Globalisierungsprozess in Verbindung gebracht wird, werden gesellschaftstheoretische Fragestellungen virulent, die auf der Mikroebene allein nicht zu verhandeln sind, sondern Prinzipien und Strukturen des Gesellschaftsaufbaus, also die Makroebene betreffen. Wenn so der Eindruck entsteht, dass dem *cultural turn* der letzten Jahre so etwas wie ein *social re-turn* zu folgen habe, dann versteht es sich von selbst, dass der erneute Richtungswechsel

keine Rückkehr zu einem *status quo ante* sein kann. Dies verbieten nicht nur die eigenen Lernprozesse, sondern auch die gesellschaftlichen Veränderungen selbst, die ja die grundbegrifflichen Axiomaten in vielen wissenschaftlichen Disziplinen erschüttert haben. Die erneute Hinwendung zur Dimension der Gesellschaft darf nicht hinter den Reflexionsstand zurückfallen, der durch den „cultural turn“ erreicht worden ist, sondern muss die Resultate einbeziehen, die dieser mit sich gebracht hat, ohne die Gewinne realisieren zu können. Dies gilt in erster Linie für die konsequente Entnaturalisierung und De-Essentialisierung der gesellschaftlichen Kategorien, die das größte Verdienst des dekonstruktivistischen Ansatzes darstellt und das in jüngster Zeit sowohl durch Tendenzen zur Essentialisierung von Kultur unterlaufen als auch durch ungenierte Re-Naturalisierungsversuche direkt attackiert wird. Hinter die Differenzierungen, die mit dem „cultural turn“ verbunden waren, kann auch deshalb nicht zurückgegangen werden, weil kulturelle, mediale und pictoriale Dimensionen im gesellschaftlichen Vermittlungsprozess selbst eine zunehmende Bedeutung gewonnen haben. Kulturanalyse kann Gesellschaftsanalyse nicht ersetzen, Gesellschaftsanalyse ist aber heute weniger denn je denkbar ohne Kulturanalyse.

Die in diesem Band versammelten Texte setzen sich aus verschiedenen Perspektiven und mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen mit den theoretischen Herausforderungen auseinander, die mit der Intersektionalitäts-Thematik verbunden sind. Der einleitende Beitrag von Kathy Davis gibt zunächst einen Überblick über die Geschichte der Diskussion um die Trias von Race, Class und Gender, mit der im US-amerikanischen Feminismus der 1980er Jahre die paradigmatische Erweiterung feministischer Theorie eingeleitet wurde, deren Implikationen heute unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und in anderen Theoriekonstellationen ausgelotet werden. Davis skizziert die Lesarten und unterschiedlichen Akzente, mit denen die Debatte um Intersektionalität in europäischen Ländern aufgenommen und re-formuliert wurde. Dabei hebt sie die besondere Bedeutung hervor, die intersektionellen Perspektiven bei der Überwindung der Gräben zwischen sozialstrukturell bzw. gesellschaftstheoretisch orientierten Analysen von „Gender, Race, and Class“ und poststrukturalistisch-dekonstruktiven Zugängen von vielen Seiten zugeschrieben wird.

Anhaltspunkte dafür finden sich auch in den Beiträgen unseres Bandes. Alle Autorinnen diskutieren die Frage des analytischen Potentials des Intersektionalitäts-Konzepts und entwickeln Vorschläge, wie man der damit anvisierten Komplexität Rechnung tragen kann. Die Vorschläge variieren zum einen entsprechend der Bezugstheorien, vor deren Hintergrund die Autorinnen argumentieren, sie unterscheiden sich aber auch je nach dem inhaltlichen Fokus, um den es jeweils

geht. Die Beiträge lassen sich in zwei thematische Komplexe gruppieren. In der ersten Gruppe steht die Bedeutung soziokultureller Differenz, Ungleichheit und Herrschaft in der Konstitution von Subjektivität im Mittelpunkt. In der zweiten Gruppe geht es um die Produktivität und Grenzen einer intersektionellen Sicht auf Herrschaft und Ungleichheit im Bereich der Gesellschaftsanalyse und der Politik.

Der erste Themenkomplex wird eingeleitet durch Cornelia Klingers Beitrag „Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte.“ Im Anschluss an Patricia Hill Collins‘ Unterscheidung zwischen „interlocking structures of oppression“ und „the metaphor of intersectionality“ bezieht die Autorin die drei personalen Kategorien, „*race, class and gender*“, auf drei Strukturkategorien. Von Arbeit, Körper, Fremdheit als allgemeinen Strukturkategorien ausgehend, identifiziert sie Nationalismus/Imperialismus, Kapitalismus und Patriarchat als spezifisch moderne Herrschaftsverhältnisse, die an diese Kategorien anknüpfen. Sie betrachtet eine historische Rekonstruktion dieser drei Herrschaftsverhältnisse in ihrem Zusammenhang als Voraussetzung für eine adäquate und produktive Verwendung der „metaphor of intersectionality“ als Begriff der Gesellschaftsanalyse und -theorie.

Auf einer an Lacan orientierten psychoanalytischen Grundlage argumentiert Barbara Rendtorff, die der Frage nachgeht, welche besondere Bedeutung die Geschlechtszugehörigkeit und die Geschlechtlichkeit für die Konstitution des Subjekts haben. Auf diesem theoretischen Hintergrund wird eine Parallelisierung von Kategorien wie Race, Ethnizität, Klasse, Geschlecht, wie sie in der Intersektionalitätsdiskussion gängig ist, nicht nur unplausibel, sondern sie kann sogar als Element einer Beschwichtigungs- und Verdrängungsstrategie gelesen und kritisiert werden. Gestützt auf Überlegungen aus der französischen Philosophie der Differenz und deren radikales Verständnis von Alterität, erörtert sie die spezifische Bedeutung und subjektstrukturierende Funktion der Geschlechterordnung und lotet Ähnlichkeiten, aber auch grundsätzliche Unterschiede in der Bedeutung von Fremdheit und Geschlecht als Repräsentanten von „Differenz“ aus.

Auch Vera Kings Beitrag „Jenseits von Herkunft und Geschlechterungleichheiten? Biographische Vermittlungen von class, gender, ethnicity in Bildungs- und Identitätsbildungsprozessen“ argumentiert aus einer subjekttheoretischen Perspektive, hier jedoch bezogen auf biographische Prozesse. Gestützt auf eigene empirische Forschungen zeichnet sie nach, wie in biographischen Verläufen Vorgänge der Subjektivierung, der Selbstpositionierung im sozialen Gefüge und Ausgrenzungserfahrungen ineinander greifen. Am Beispiel von Versuchen sozi-

alen Aufstiegs bzw. der Entfernung von sozial benachteiligten, diskriminierten, sogenannten bildungsfernen Herkunftsfamilien und -milieus verdeutlicht sie die komplexen Interferenzen der Dimensionen sozialer Herkunft, Geschlecht und Migrationshintergrund/Ethnizität in diesen Prozessen und die vielfältigen psychosozialen Anforderungen, die damit einhergehen.

Regina Becker-Schmidt befasst sich mit „Wechselbezügen zwischen Herrschaftsstrukturen und feindseligen Subjektpotentialen. Überlegungen zu einer interdisziplinären Ungleichheitsforschung.“ Ihr besonderes Interesse gilt dabei der Inkongruenz, aber auch den Verschränkungen zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und dem Verhalten der Subjekte. Sie betont, dass repressive Handlungspotentiale und gesellschaftliche Destruktivität weder nach der objektiven, noch nach der subjektiven Seite spiegelbildlich auseinander abzuleiten sind und dass die Konflikte, welche sozialen Unfrieden stiften, nicht identisch sind mit jenen, welche in den Subjekten Aggressionspotentiale generieren. Aus dieser Prämisse ergibt sich eine sozialpsychologische Problemstellung, die sie aus einer psychoanalytischen Perspektive entfaltet: Wie weit müssen wir in der Konstitutionsgeschichte von Subjektivität zurückgehen, um an die Krisen heranzukommen, in denen sich im Zuge der Verarbeitung von ambivalenten zwischenmenschlichen Beziehungen und widersprüchlichen Umwelteinflüssen nicht nur soziale, sondern auch sozialfeindliche Dispositionen in psychische Strukturen einschreiben?

Der Beitrag von Gudrun-Axeli Knapp „Verhältnisbestimmungen: Geschlecht, Klasse, Ethnizität in gesellschaftstheoretischer Perspektive“ leitet die zweite Gruppe von Beiträgen ein. Mit Blick auf die beiden Zentralperspektiven der soziologischen Gesellschaftstheorie (Ungleichheit und gesellschaftliche Differenzierung), beleuchtet sie das Potential einer intersektionellen Orientierung unter zwei Fragestellungen: Was trägt sie bei zur Unterminierung terminologischer Schließungen, wie trägt sie dazu bei, theoretische Gräben und blockierende Arbeitsteilungen in der Wissenschaft von der Gesellschaft zu überwinden? Dabei betont sie die Bedeutung eines gesellschaftsgeschichtlich angelegten Zugangs zu Achsen der Ungleichheit und Prinzipien gesellschaftlicher Strukturierung und Differenzierung für einen Blick auf die Europäische Moderne, der die Gleichzeitigkeit und die inneren Zusammenhänge zwischen Phänomenen kultureller und gesellschaftlicher Modernisierung und der forcierten Durchsetzung unterschiedlicher Formen von Herrschaft ernst nimmt.

Während Knapp dafür plädiert, erst einmal den widersprüchlichen historischen Konstitutionsprozess der modernen europäischen Gesellschaft mit ihrer spezifischen Konfiguration von Gleichheit, Ungleichheit und Differenz zu rekonstruieren, um auf diesem Hintergrund deren Veränderungen seit der zweiten

Hälfte des 20. Jahrhunderts auf den verschiedenen Ebenen empirisch-komparativ ausloten und gewichten zu können, schlägt Christine Weinbach in ihrem Text „Intersektionalität: Ein Paradigma zur Erfassung sozialer Ungleichheitsverhältnisse? Einige systemtheoretische Zweifel“ eine inklusionstheoretische Perspektive zur Analyse gegenwärtiger Formen der Ungleichheitsproduktion vor. Auch Weinbach problematisiert die in der Intersektionalitätsdebatte vorherrschende Orientierung an personen- bzw. gruppenbezogenen Differenzkategorien, sie lehnt jedoch die – bei Knapp gesellschaftsgeschichtlich begründete – Referenz auf drei im Konstitutionsprozess der *modernen* Gesellschaft wesentliche generative Prinzipien und Komplexe von Herrschaft und Ungleichheit (Klasse, Geschlecht/Sexualität, Nationalität/Ethnizität/Rasse) ab, und plädiert für eine größere konzeptionelle Offenheit. Auf der Basis der systemtheoretischen Prämisse, dass wir in einer funktional differenzierten Gesellschaft leben, welche die Vollinklusion der Gesamtbevölkerung in alle Gesellschaftsbereiche gleichsam voraussetzt, schlägt sie vor, die auf unterschiedlichen Systemebenen tendenziell verschieden ausgebildeten Inklusionsstrukturen empirisch zu untersuchen. Anhand der Frage von Veränderungen der politischen Inklusionsbedingungen für Migranten in Deutschland wird die Tragfähigkeit ihres systemtheoretischen Zugangs exemplifiziert.

Nina Degele und Gabriele Winker knüpfen in ihrem Text „Praxeologisch differenzieren. Ein Beitrag zur intersektionalen Gesellschaftsanalyse“ an die Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu an. In der im Intersektionalitätsparadigma angelegten Mehrdimensionalität sehen sie eine Chance, unfruchtbare Kontroversen der Vergangenheit zu überwinden. Sie schlagen vor, Klassismus, Heteronormativismus, Rassismus und Bodyismus als miteinander interferierende Strukturprinzipien innerhalb der kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft zu fassen. Damit setzen sie den Kapitalismus, wie sie schreiben, „vor die Klammer“. Für die Analyse der jeweiligen Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Herrschaftsverhältnissen sei ein strikt relationales und kontextualisierendes Vorgehen unverzichtbar, das Praxen sozialer Positionierung im Schnittfeld von Identitätskonstruktionen, Strukturen und Symbolen verorte. Am Beispiel der empirischen Untersuchung von Erwerbslosigkeit führen sie die Potentiale ihres praxeologischen Zugangs vor.

Die Beiträge von Spike Peterson und Heidi Gottfried diskutieren die Möglichkeiten einer intersektionellen Analyse in einem weiteren sozio-geographischen Horizont. Während Spike Peterson nach den Möglichkeiten von „Intersectional Analytics in Global Political Economy“ fragt, erprobt Heidi Gottfried die zunächst vor allem auf Westeuropa und die USA geeichte Perspektive auf Intersek-

tionen von Geschlecht, Klasse, „Rasse“ und Nation am Beispiel der japanischen Gesellschaft.

Spike Petersons bezieht sich kritisch auf die gegenwärtige Diskussion zum Thema Globalisierung, dessen mainstream sie vorhält, die gesellschaftsstrukturierende und ungleichheitsgenerierende Bedeutung von Geschlecht/Sexualität und Race zu unterschätzen und sich überdies im engen Rahmen eines ökonomistisch-positivistischen Wissenschaftsverständnisses eingerichtet zu haben. Die Engführungen und Ausblendungen in der Globalisierungsforschung fordert Peterson mit ihrem Konzept der „triad analytics“ heraus. Auch hierbei handelt es sich um den Vorschlag einer Mehrebenenanalyse. In dieser Mehrebenenanalyse werden Identitäten (Subjektivität/Selbstkonzepte, Selbstformierung), kulturelle Bedeutungssysteme (Symbole, Diskurse, Ideologien) sowie soziale Praktiken und Institutionen (Handlungen, Sozialstruktur) als ko-konstituierende Dimensionen sozialer Wirklichkeit gesehen. Damit will Peterson die in der Gesellschaftsanalyse verbreiteten dichotomen Unterscheidungen von Materiellem und Symbolischem, Strukturellem und Diskursivem etc. unterlaufen und auf diesem Wege Kommunikationen zwischen unterschiedlichen Theorietraditionen ermöglichen. Die Mehrebenenanalyse soll es erlauben, gegenwärtige Prozesse in der globalen politischen Ökonomie so zu rekonstruieren, dass zum einen die komplexen Interdependenzen von reproduktiven, produktiven und virtuellen Ökonomien sichtbar gemacht werden, zum anderen die Intersektionen von „race, gender and economic hierarchies (within and among states)“ als Strukturmerkmale der Globalisierung offen gelegt werden können. Wie das analytische Potential feministischer Kritik aus ihrer Sicht gestärkt werden kann, erläutert sie mit einem zeitdiagnostisch inspirierten Blick auf Zusammenhänge von Feminisierung, Abwertung und der Naturalisierung von Unterdrückung. Derartige Prozesse bezögen sich unter den Bedingungen der Globalisierung unter neoliberalem Vorzeichen nicht (mehr) nur auf Individuen (embodied individuals), sondern auf ein höchst wirkungsvolles „gender coding“ von Konstrukten, Kategorien, Subjektivitäten, Objekten, Aktivitäten und institutionalisierten Praxen.

„Missing Subjects in Japan: Intersectionality of Gender, Class, Race and Nation“ ist der Titel von Heidi Gottfrieds Artikel, in dem es um einen transnational orientierten vergleichenden Blick auf migrantische Arbeit und die damit einhergehenden Veränderungen im „reproductive contract“ in Japan gehen. Der „Reproduktionsvertrag“, so Gottfried, umfasst ein Ensemble von Institutionen im Verhältnis von Staat, Familie und Ökonomie, von Ideologien und Identitäten, die um Fragen von sozialer Versorgung und Care organisiert sind. Gottfried vertritt die These, dass die Intersektionalitätsdiskussion zwar einerseits dazu

beigetragen habe, monolithische Analysekategorien zu erschüttern, andererseits aber mit ihren Konzeptualisierungen der Konnexionen von Geschlecht, Klasse, Rasse implizit in einem nationalstaatlichen Horizont verblieben sei, dies gelte insbesondere für die USA. Demgegenüber nimmt Gottfried eine komparative, gesellschaftsgeschichtliche Perspektive ein, um den räumlich-zeitlichen Aspekten von Intersektionalität, den Machtverhältnissen, die internationale soziale Arbeitsteilungen konstituieren, die quer zu den Klassenstrukturen der jeweiligen Länder liegen, besser gerecht werden können. Auch Gottfried geht dabei von einem praxeologischen Ansatz aus, der die Mikro-Ebene von Interaktionen mit der Meso-Ebene der Institutionen und sozialstrukturellen Dimensionen verknüpft. Am Beispiel Japans fragt sie nach den „missing subjects“ im national(istisch)en politischen Projekt dieses Landes. Der Versuch der Kartierung dieser „missing subjects“ führt in das Geflecht sich verschiebender Grenzen und Grenzziehungen zwischen Rasse, Klasse, Geschlecht und Nation unter den Bedingungen einer zunehmenden Bedeutung migrantischer Arbeit im Reproduktionsbereich und unter dem Einfluss neuer oppositioneller Politiken, welche die Fiktion nationaler Homogenität in Frage stellen.

Der politikwissenschaftliche Beitrag von Birgit Sauer und Stefanie Wöhl „Governing intersectionality. Ein kritischer Ansatz zur Analyse von Diversitätspolitiken“ beschließt unseren Band. Darin wird Intersektionalität aus einer institutionenkritischen Perspektive beleuchtet, die ihre Anregungen sowohl aus der kritischen Staatstheorie, aus hegemonietheoretischen Ansätzen und neueren Theorien der Gouvernamentalität bezieht. Die Analyse der Wechselwirkungen von Geschlecht, Klasse und Ethnizität/Rasse, so Sauer und Wöhl, beziehe sich auf gesellschaftliche Verhältnisse, die auch in staatlichen Strukturen und Normierungen und in veränderten Formen von Subjektivität und Subjektivierung ihren Niederschlag gefunden haben. Aus dieser Perspektive betrachtet, könne das inzwischen auch in Europa gängige Konzept der Diversität als ein spezifisches Mittel analysiert werden, Menschen und Bevölkerungsgruppen zu regieren. Sauer und Wöhl untersuchen, welche Formen Diversitätspolitiken gegenwärtig annehmen, worin ihre spezifische Selektivität besteht und warum bestimmte Formen von Ungleichheit im Rahmen von Diversitäts- und Antidiskriminierungspolitik systematisch ausgeblendet werden. Dabei erscheint Diversität als gouvernementale Rationalität, in deren Rahmen das Regieren von sich wandelnden Formen der Differenz zu einer neoliberal modernisierten Herrschafts- und gesellschaftlichen Steuerungsform auf neuem Niveau wird. Das permanente Selbstmanagement der Unterschiede geht dabei einher mit der Inkorporierung des Wissens um die Unmöglichkeit von Gleichheit.

Anmerkungen

- 1 Engels 1975: 68
- 2 Mill 1983
- 3 de Beauvoir 1949: 17
- 4 Albert Memmi, *Dominated Man*. New York: Orion Press 1968. S. 187.
- 5 Geneviève Fraisse, *Geschlecht und Moderne. Archäologien der Gleichberechtigung*. Frankfurt: Fischer 1995. S. 97.

Literatur

- Brown, Wendy (1995): *States of Injury: Power and Freedom in Late Modernity*. Princeton University Press
- Engels, Friedrich (1884): *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*. MEW 21. Berlin: Dietz 1975
- Fraisse, Geneviève (1995): *Geschlecht und Moderne. Archäologien der Gleichberechtigung*. Frankfurt: Fischer
- Lutz, Helma (2001): Differenz als Rechenaufgabe: Über die Relevanz der Kategorien Race, Class, Gender. In: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hrsg.): *Unterschiedlich Verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Leske und Budrich: 215-230
- Memmi, Albert (1968): *Dominated Man*. New York: Orion Press
- Mill, John Stuart (1869): *The Subjection of Women*. London: Virago 1983
- de Beauvoir, Simone (1949): *Le deuxième sexe*. t.1. Paris: Éditions Gallimard
- Raj, Rita (ed.) (2002): *Women at the Intersection. Indivisible Rights, Identities and Oppressions*. New Brunswick, NJ.